Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 199. Bromberg, den 30. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

(11. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

MacArrews Gesicht bewegte sich nicht. Er erwiderte ganz sachlich: „Ich will Ihnen darauf antworten, aber ich will mich nicht verteidigen. Ich will Ihnen nur sagen, daß Gerelli nicht ermordet worden ist. — Ein Unternehmen wie dieses, das ich hier durchführe, bedarf vieler Helfer. Unter denen muß eiserne Zucht herrschen. Das wußten alle. Sie unterwarfen sich meinem Gesetz. Gerelli brach es. Er war ein Narr, Schwächling. Er war zu jung. Gerichtet ist er worden, nicht gemordet. Das zur Erklärung, nicht zur Entschuldigung. Ich stehe ein für alles, was ich tue."

Er hatte die letzten Worte nur halb an Gwennie gerichtet. Sein Blick war halb zu Boden gewandt, seine Stirn gerunzelt und sein Unterkiefer etwas vorgeschoben. Wie ein fremdartiges gefährliches Tier sah er aus in diesem Augenblick, häßlich und gewalttätig.

Gwennie schwieg, und als er wieder den Kopf hob, um sie anzusehen, fuhr sie zusammen, als fürchte sie sich vor seinen Augen jetzt noch mehr denn je.

Er fuhr fort: „Ihr Widerstand ist hoffnungslos, Ihr freiwilliger Tod wäre sinnlos. Was hätten Sie erreicht? Es geschieht Ihnen nichts, nicht das Geringste. Weshalb wollen Sie sterben? Welchem Übel wollen Sie durch den Tod entgehen?"

„Ich will nicht betäubt in Ihre Hände fallen!" rief sie verzweifelt.

„So liefern Sie mir Ihren Revolver ab! Geben Sie mir Ihr Versprechen, daß Sie während der ganzen Reise nichts gegen mich und das Schiff unternehmen, so sollen Sie sich frei an Bord bewegen können."

„Nein!"

„Miß Dolan!" warnte er. „Sie verhängen mit diesem Nein eine Folter über sich, die vollkommen zwecklos ist. Ich scherze nicht: ich werde Sie aushungern!"

Gwennie wurde blaß, aber ihre Lippen kniffen sich trotzig zusammen. Sie gab keine Antwort.

MacArrew wiederholte seine Drohung nicht zum zweitenmal. Er fragte nur: „Sie entscheiden sich nicht mehr anders?"

Gwennie schwieg.

Da stand MacArrew auf, nahm Jeanette, die neben der Tür lehnte, seinen Revolver aus der kraftlosen Hand, verbeugte sich ein wenig und ging hinaus.

Die Zofe hatte während dieser ganzen Zeit wie ein eingeschüchtertes, verängstetes Tier in der Ecke des Salons gestanden, jetzt schloß sie die Tür hinter dem Davonschreitenden, und ihre Hände bebten.

Schweigen war zwischen den beiden Frauen. Sie sahen sich an, Todesfurcht und Schrecken in den Augen.

„Sie halten zu mir — Jeanette — nicht wahr? Jeanette, Sie halten zu mir?" fragte Gwennie flehend.

Und zögernd, zitternd kam der Hauch eines Ja.

Dann warf sich Jeanette vor ihrer Herrin auf die Knie, schluchzte laut auf und barg ihren schwarzen krausen Wuschelkopf in Gwennies Schoß.

Der ganze nächste Tag verging für Gwennie und die Zofe einigermaßen erträglich. Sie wurden von niemand belästigt. Dann und wann sahen sie draußen auf dem Kabinengange Sir Galway oder einen anderen vorbeigehen, ohne daß sich der Posten um sie bekümmert hätte. Als aber Gwennie einmal ihre Kabine verlassen wollte, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, hielt Galway sie zurück. Er drohte mit Gewalt, falls sie sich nicht füge.

MacArrew ließ sich während des ganzen Tages nicht sehen, erst gegen Abend kam er und war ebenso ruhig und höflich wie in der verflossenen Nacht. Gwennies Revolver wurde ihm zum zweitenmal verweigert.

„Ich verlange, daß Sie uns zu essen geben, daß Sie uns zu trinken geben!" schrie sie ihn an.

Er schüttelte den Kopf.

„Ich habe mein Wort gegeben, Sie auszuhungern. Sie selbst haben es so gewollt. Ich kann nicht mehr zurück."

Es war heute mit dem Hunger und dem Durst der beiden Frauen durchaus noch nicht so schlimm gewesen, denn es erwies sich, daß Jeanette einen großen Vorrat von allen möglichen Süßigkeiten aufgestapelt hatte. Allerdings mußte man damit sparsam umgehen, denn sie verursachten starken Durst, und die Wasserleitung im Schlafkabinett war abgeschnitten worden. Zwei bereits angebrochene Flaschen Süßwein, die ebenfalls zu Jeanettes Vorräten gehörten, waren das einzige, was sie hatten, um ihren Durst zu löschen.

Gwennie teilte diese Vorräte sich und ihrer Gefährtin genau zu, als gedächte sie, noch tagelang hier auszuharren. In Wirklichkeit aber war sie bei all ihrem Tun sich der vollkommenen Zwecklosigkeit bewußt. Ihr Widerstand war hoffnungslos, weil er von MacArrews Gnaden abhing.

Auch am Abend des zweiten Tages verweigerte Gwennie die Herausgabe ihres Revolvers, obwohl die Lage für sie immer bedrohlicher wurde. Jeanettes empfindliche Nerven drohten zu versagen. Sie weinte fast fortwährend, und Gwennie mußte all ihre Kraft zusammennehmen, um sich nicht in diesen Niederbruch mitreißen zu lassen. Sie schickte die Kleine zur Ruhe. Sie sollte sich ausschlafen, damit sie wieder einigermaßen frisch würde. Gwennie selbst wollte wachen, denn noch immer war sie entschlossen, Leben und Freiheit zu verteidigen und sich selbst den Tod zu geben, wenn die Gefahr drohte, daß man sie überwältigte.

Sie schaltete alle Lampen im Salon und Schlafgemach ein. Jeanette verkroch sich hinter die Vorhänge des Prunkbettes, und Gwennie achtete darauf, daß kein Licht den Schlaf der Kleinen störe. Sie umhegte Jeanette, wie eine Mutter in der Gefahr ihr Kind umhegt.

Das arme kleine Ding weinte in ihre Kissen hinein, aber allmählich wurde ihr Schluchzen leiser, schließlich verstummte es ganz. Sie schlief.

Als Gwennie nach ihr sah, hatte ihr blasses Gesichtchen einen zarten rosigen Schimmer bekommen, es sah friedlich und kindlich aus. Ihre Augenwinkel waren noch feucht von Tränen.

Und dieser Anblick war noch schlimmer zu ertragen, als vorhin das ununterbrochene Weinen. Es war Gwennie, als würde sie angeklagt, als trüge sie die Verantwortung für das Wohl und Wehe dieser unschuldigen Schläferin.

Sie biß die Zähne zusammen. Sie dachte an Frank Hull, der stark und unerschrocken war, sie dachte an ihren Vater, dessen Kraft und Zähigkeit einen ganzen Weltteil erobert hatte — und sie blieb hart.

Sie schritt hin und her durch ihre beiden Räume. Ihre Augen brannten. Dann und wann verspürte sie würgenden Brechreiz, obwohl sie seit mehr als vierundzwanzig Stunden kaum etwas gegessen und nichts getrunken hatte. Zuweilen

schwindelte ihr, das Schiff ging nicht mehr so ruhig wie bisher. Das ewige Erzittern des Bodens, das durch die Maschinen verursacht wurde, fiel ihr jetzt unsäglich lästig. Ihr Herz pochte schnell und unregelmäßig.

Seltsame Zwangsvorstellungen vergewaltigten ihr Gehirn. Es ward ihr weinerlich zumute wie einem Kinde, aber sie weinte nicht, und sie brach nicht zusammen. Sie hielt durch, fast die ganze Nacht, und erst gegen Morgen, als sie sich nicht mehr länger aufrecht halten konnte, weckte sie Jeanette.

Die Zofe richtete sich auf ihren Armen empor und hatte schlaftrunkene Augen. Dann entsann sie sich ihrer Lage und begann sofort wieder zu weinen. Es war schwer, sie zu beruhigen. Hunger und Durst hatte sie, schrecklichen Hunger, noch schrecklicheren Durst. Gwennie gab ihr zu essen und zu trinken, und allmählich beruhigte sich die Kleine. Sie erklärte sich auch bereit, für ihre Herrin zu wachen und gut acht zu geben.

„Sie werden doch nicht einschlafen, Jeanette, nicht wahr?"

„Nein, nein!"

„Wenn Ihnen die Augen zufallen, so wecken Sie mich lieber! Sie müssen mich dann sofort wecken!"

Gwennie begab sich zur Ruhe. Sie schlief sofort ein, schlief fest und tief, den gesicherten Revolver Frank Hulls neben sich.

Der Morgen kam herauf und auch dieser Tag verging. Nichts änderte sich. MacArrew erschien am Abend und wiederholte seine Forderung. Gwennie antwortete ihm nicht mehr. Er ging. Es kam die neue Nacht, und die war schlimmer als alle andern.

Mit der Zofe ging es immer schlechter. Sie fieberte, und wenn sie zwar auch nicht mehr weinte, so war das heiße Flackern in ihre Augen noch viel beunruhigender. Sie gab keine Antworten mehr, wenn Gwennie sie etwas fragte.

Warum blies MacArrew nicht die Betäubungsgase in die Kabine, damit endlich alles zu Ende war? Nichts geschah. Dann und wann waren draußen auf dem Kabinengange Schritte, sonst nichts. Ihre Tür blieb unberührt.

Es kam wieder ein Tag, und es war, als führe sowohl in Jeanette als auch in Gwennie ein heimlicher versteckter Irrsinn. Sie lächelten und lachten sich etliche Male ganz grundlos und unvermittelt an. Sie fühlten ihre Gehirne breiig und heiß zerfließen, ihr Denken zerstob. Sie wechselten miteinander Worte, die sie kaum verstanden, tiefe Benommenheit erfüllte sie beide. Gwennie hatte rasende Schmerzen auf dem Scheitel, ihre Hände zitterten, und wenn sie ihre Haut berührte, so fand sie sie taub.

Ich werde vor Erschöpfung sterben, dachte sie und empfand bei diesem Gedanken keinen kleinsten Schrecken mehr vor dem Tode. Ihr Lebenswille war erloschen. Sie wartete gleichgültig auf das Ende.

Jeanette sprach zuweilen vor sich hin, murmelte französische Worte, dann begann sie wie eine Verzückte zu beten, ihre Stimme ward lallend, sie überstürzte sich, und das Gebet verstummte dann plötzlich wieder. Jeanette neigte tief den Kopf zu Boden und fuhr in ihren dumpfen Selbstgesprächen fort.

Gwennie flößte ihr den letzten Wein ein, den sie besaß und brachte dadurch ein großes Opfer, denn es war ja viel weniger der Hunger, der so unerträglich war, als der rasende Durst. Der Durst war es, der den Irrsinn brachte, der die Fieberträume sandte, der die Wangen erhitzte, der Jeanette lallend beten ließ, der aus ihren Gesichtern lachte und weinte. — — —

Jeanette trank gierig, und sie setzte das Glas auch dann noch nicht ab, als kein Tropfen mehr darin war. Schließlich ließ sie es fallen, es rollte über den Teppich und das Parkett. Jeanette hörte es nicht und sah es nicht. Sie leckte sich die Lippen ab, und ein Zug stumpfsinnigen Behagens kam in ihr Gesicht. Sie stöhnte.

„Fühlen Sie sich krank, Jeanette?"

Sie stierte Gwennie an, blinzelte träge aus feuchtglänzenden Augen, dann begriff sie endlich, schüttelte den Kopf und murmelte: „O non — — o non — — —"

Sie hockte auf dem Teppich wie ein spielendes Kind. Ihr Haar war zerzaust, ihre Kleider unordentlich, das Gesicht ungewaschen. Sie bot einen Anblick zum Verzweifeln. Allmählich sank Jeanettes Kopf langsam vorn über, als würde er ihr zu schwer, sie ließ den ganzen Oberkörper fallen und schlief so, ganz zusammengekrümmt, auf dem Fußboden ein.

Dann und wann kamen kurze Schreie von ihren Lippen, sie öffnete auch manchmal die Augen, schien aber ohne Besinnung. Gwennie beobachtete sie und sie fühlte, daß in der kommenden Nacht alles zu Ende sein würde.

Gegen Abend kam MacArrew.

Er klopfte an wie immer, man ließ ihn ein, und er nahm Platz.

Wenn er jetzt auf Gwennie zugetreten wäre, hätte sie sich ihren Revolver widerstandslos entwinden lassen. Sie ließ sich in ihren Sessel fallen und wartete, daß er sie überwältige. Er tat es nicht.

Jeanette, durch das Eintreten MacArrews aufgeweckt, hockte wieder mit angezogenen Beinen auf dem Fußboden, strählte mit den Fingern träge ihr zerzaustes Haar und starrte furchtsam den Mann an.

„Ich komme, mich zu erkundigen, Miß Dolan, ob Sie nun endlich zur Übergabe bereit sind."

Gwennie gab keine Antwort.

„Noch immer nicht?"

Gwennie schwieg.

„Sie werden morgen todkrank sein," fuhr er fort, „ich bitte Sie nochmals — — —"

Sie hörte ihn nicht, sie sah ihn kaum.

„Geben Sie mir zu trinken!" flüsterte sie röchelnd, sich ganz vergessend, sich ganz und gar hingebend dem wahnsinnigen Verlangen nach einem einzigen kühlenden Tropfen auf die Zunge.

„Ihre Waffe?" fragte MacArrew schnell.

Da schrie ihm Gwennie entgegen: „Nein! Nein! Ich will sterben!"

In diesem Augenblick schien sie noch genau so widerstandsfähig wie zu Anfang ihres Kampfes, und als wollte sie sich ihre Kraft selber bestätigen, rief sie MacArrew zu: „Ich brauche nichts! Ich will nichts trinken!"

Aber da fuhr Jeanette aus ihrer hockenden Stellung empor, als habe das Wort „trinken" ihr neues Leben eingeflößt und sie alles andere vergessen lassen. Sie sprang auf MacArrew zu, krallte ihre zarten, durchsichtig blassen Fingerchen in seine Hände: „Aber mir geben Sie zu trinken! Ich will trinken! Trinken!"

MacArrew strich ihr mit seiner schweren großen Hand über den Kopf. Wie ein gebrechliches Zwergenkindlein sah die winzige Jeanette neben diesem ungeschlachten Riesen aus.

„Sie verlassen Ihre Herrin, Jeanette?" fragte er, fast mitleidig.

„O, ich habe Durst," wimmerte sie, „ich habe wahnsinnigen Durst! Darf ich trinken? Geben Sie mir zu trinken?" Und sie schrie wie im Irrsinn auf: „Ich will trinken! Trinken!"

Sie schrie und schluchzte, sie riß mit ihren scharfen Nägeln MacArrews Hände blutig, sie krallte sich an ihm fest. Er streichelte ihr den Kopf, aber sein Blick glitt über sie hinweg zu Gwennie. Er war ganz ernst.

„Ihre letzte Truppe verläßt Sie, Miß Dolan. Sie können sich nicht mehr mit diesem kleinen Fräulein in der Wache ablösen. Sie ergeben sich endlich?"

„Ich ergebe mich nie!"

„Ich weiß genau, Miß Dolan, daß ich jetzt zu Ihnen kommen könnte, ohne daß Sie auch nur den Versuch machten, Ihren Revolver zu heben. Ich tue es nicht. Es wäre feige. Es geht mit Ihnen zu Ende, es geht mit Ihnen noch schlimmer zu Ende als mit dieser Kleinen hier. Ich bewundere Sie, Miß Dolan — fast — bin ich Ihnen — dankbar — für diesen Kampf — — —"

Verstand sie ihn und den Sinn seiner Worte? Sie verstand nichts, und es war wohl möglich, daß er dies wußte, denn vielleicht wären sonst seine Worte unausgesprochen geblieben.

Beide, McArrew und Gwennie Dolan, sahen sich an, ihre Blicke hingen fest ineinander, lösten sich nicht, konnten sich nicht voneinander lösen. Es war, als schauten sie sich durch ihre Augen in alle Tiefen und Abgründe ihrer Seele. Jeanette hing noch immer in MacArrews Armen. Er ließ sie plötzlich zu Boden gleiten, ohne daß er dabei Gwennies Gesicht und Augen freigab, und seine breite Gestalt duckte sich ein wenig. Man sah, daß seine Muskeln sich spannten, sein Kopf schob sich langsam nach vorn, halb geöffnet war sein Mund. Sein Atem ging laut.

Noch einmal richtete sich in Gwennie alle Kraft und aller Mut auf. Und als MacArrew zwei rasche Schritte auf sie zutrat, als sie seine Hände auf sich zuschnellen sah, hob sie ihren Revolver gegen ihre Schläfe, sie fühlte gleichzeitig einen wahnsinnigen Schmerz in ihrer Hand, ein furchtbares Krachen neben ihrem Ohr — MacArrew hatte ihr die Waffe zur Seite geschlagen.

Er stand verwirrt, überrascht von seinem eigenen Angriff, und mußte die Augen schließen. Dann sah er auf Jeanette nieder, die regungslos vor seinen Füßen lag, und es war, als könne er sich nicht besinnen, wer dieses kleine zusammengekauerte Mädchen vor ihm sei, und wie es kam, daß sie hier vor seinen Füßen lag.

Die Kabinentür wurde aufgerissen. Der Diener des angeblichen indischen Fürsten wollte hereinstürmen, aber er blieb auf der Schwelle stehen. Hinter ihm zeigten sich bestürzte Gesichter. McArrew wandte den Kopf und sah alle an. Seine Stirn zog sich kraus, und als er eine rasche ungeduldige Bewegung mit dem Kopf machte, wurde die Tür

ebenso schnell wieder geschlossen, wie sie vorhin geöffnet worden war.

MacArrew hob Jeanette vom Boden auf, nahm sie auf seine Arme, warf noch einmal einen Blick auf Gwennie, die halb besinnungslos in ihrem Sessel lehnte, und ging hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Sudermann 70 Jahre alt.

Von Dr. Ernst Goering.

Welche seltsamen Empfindungen mögen den nunmehr siebzigjährigen Hermann Sudermann in der Weltabgeschiedenheit seines märkischen Herrensitzes zu Blankensee beseelen, wenn er sein bisheriges Leben, insbesondere die vierzig Jahre seines dichterischen Schaffens, geruhsam überblickt! Verherrlicht und verkannt, geschätzt und angefeindet zu werden ist Dichterlos, und wenn einer je glückhaft und leidzerwühlt ein solches Los in festem Willen, es zu tragen, bewußt auf sich genommen hat, so war es Sudermann.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit." Als kernige, in sich gefestigte Persönlichkeit blickt heute der Siebzigjährige in eine Zeit, die zuviel Rhythmus hat und wenig Ruhe, zuviel Hirn und wenig Herz und aus Sehnsucht nach verlorener Einfalt sich in Chaotisches verstrickt.

Den Menschen und Dichter Sudermann begreifen kann man nicht mit dem Maßstab einstiger oder gegenwärtiger literarischer Zeitströmungen, sondern allein aus seiner Herkunft und Umwelt. Daß er ein Eigener blieb, der, mochte er auch manchmal irren, ehrlich den ihm vom Schicksal vorgezeichneten Pfad verfolgte, unbekümmert um alle Schwenkungen der ständig „Zeitgemäßen", verzieh die Schar seiner Neider und Nörgler ihm nie. Hinzu kam noch ein weiterer Gegensatz. Das Lager zünftigen Literatentums und der Kritik, größtenteils zusammengesetzt aus reizbaren Intellektuellen großstädtischer Prägung, überschüttete ihn, den Urwuchs der Provinz, anfangs mit Beweisen hoher Wertschätzung, um freilich bald darauf ihn heftig zu bekämpfen, als er nicht mit den Wölfen heulen wollte. Er kam aus einer biederen, festen Welt des Seins in die mondäne, gleisnerische des schönen Scheins und suchte sich vergeblich umzumodeln. Er, der Landsmann Hamanns, Kants und Herders, der schwerblütige Ostpreuße, ging nach Berlin, das immer noch die Talmispuren der Gründerjahre aufwies, und stürzte sich voller Zähigkeit und Schaffenslust, beschwingt von seiner starken Phantasie, dem literarischen Leben der jungen Reichshauptstadt willig in die Arme. Der gewaltige Erfolg seines dramatischen Erstlingswerkes „Ehre" trug ihn einige Wochen nach Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" an die Spitze der naturalistischen Bewegung in Deutschland, stempelte ihn zu einem literarischen Revolutionär, der Sudermann seiner gesamten inneren Veranlagung keineswegs war. Er, der vielmehr als ein Ausläufer des liberalen deutschen Bürgertums vom Schlage Freytags und Spielhagens gelten konnte, wurde mit jungen hitzköpfischen Radikalisten zusammen in ein literarisches Fahrwasser hineingetrieben, dessen Wogen die Deiche überkommener gesellschaftlicher Anschauungen zu zerstören drohten.

Noch bis zur „Heimat" behielt er diese Richtung bei. Als dann die ersten Stromschnellen die Kumpanei zu Wendungen und Abzweigung veranlaßten, Sudermann jedoch den einmal eingeschlagenen Kurs geflissentlich weiter verfolgte, erregte diese Beharrlichkeit sofort den Zorn der „Zünftigen". Man hieß ihn „Routinier", ohne auch nur im geringsten die Sonderprägung seines Künstlertums zu berücksichtigen. Viel stärker als allgemein angenommen, wurzelte er, der in Berlin sein erstes Fachgespräch auf einem Omnibus über Sardou und Dumas führte, im bürgerlichen Leben seiner Zeit. Sein Versuch, sich auf radikal naturalistischem Wege von den Bindungen dieses Lebens zu befreien, beweist lediglich die Wurzellosigkeit des landstädtisch Erzogenen im zerreibenden Großbetrieb der Reichshauptstadt. Zu Beginn seines dramatischen Schaffens findet Hermann Sudermann das bürgerliche Gesellschafts- und das historische Drama vor. Und Ibsen lockt zur Gefolgschaft. So packt er zu und gestaltet „Sodoms Ende" als eine Art persönlicher Auseinandersetzung mit der „fahrigen" neureichen Berliner Gesellschaft und der Umwelt als eigentlichem Helden sowie die dynamisch geballte „Heimat".

Auch episch hat er bis zu diesem Zeitpunkt (1893) verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen, von den scharf belichteten sozialen Studien „Im Zwielicht" zum bedeutsamen, fälschlich als Darstellung eigener Jugenderlebnisse bezeichneten Zeitroman „Frau Sorge", der historischen Novelle „Der Katzensteg", der Erzählung „Iolanthes Hochzeit" und dem breit angelegten Roman „Es war".

Es genügt hier wie im folgenden ja bereits eine bloße Nennung der einzelnen Schöpfungen, um sofort im Leser das erforderliche Rüstzeug an Urteilskraft und Erinnerungen an ihre Lektüre zu erzeugen. („Die Schmetterlingsschlacht", „Das Glück im Winkel", „Johannes", „Johannisfeuer" u. a.) Mit den Einaktern verläßt der Dichter vorläufig die Bahnen reiner Gesellschaftskritik („Blumenboot", „Fritzchen", „Es lebe das Leben" u. a.), um sich jedoch in „Stein unter Steinen" und „Der Sturmgeselle Sokrates" wieder der Problematik des naturalistischen Dramas zu nähern. Nach Sudermanns eigener Ansicht ist übrigens der Inhalt des letztgenannten Werkes eine Darstellung des Schicksals jeder geistigen Bewegung: in der Banalität zu enden. Technisch gute Leistungen bietet das Schauspiel „Der gute Ruf" sowie der dramatische Zeitbilder-Zyklus „Die entgötterte Welt", nicht zu vergessen die einst viel gespielten „Raschhoffs" und die vortreffliche vaterländische Dramenreihe „Das deutsche Schicksal" (Heilige Zeit, Opfer, Notruf) mit der eigenartig berührenden Fortsetzung „Wie die Träumenden", in der Sudermann sich im Krampf und Wust bitterer Kriegsjahre aus einem kritischen, unfruchtbaren Skeptizismus zu tätiger, aufbauwilliger Gläubigkeit aufschwingt.

Zweifellos den bisherigen Gipfelpunkt der erzählenden Werke des Dichters stellen die köstlichen, vollsaftigen Litauischen Geschichten dar, unter denen vornehmlich Kabinettstücke wie „Miks Bumbullis", Jons und Erdene" und „Die Reise nach Tilsit" Erwähnung verdienen. Auch die humorvolle, lebendige Selbstbiographie „Das Bilderbuch meiner Jugend" und der schmissige soziale Zeitroman „Der tolle Professor" verraten die ungebrochene, vorbildliche Gestaltungskraft des Epikers Sudermann.

Wenn Hermann Sudermann, der erfahrene Theaterpraktiker, sich immer mehr von jenen Brettern, die die Welt bedeuten, entfernt, um, wie seine letzten, überaus reifen erzählenden Schöpfungen beweisen, die Befriedigung seiner Künstlerschaft auf rein epischem Gebiet des Romans und der Novelle zu finden, so kann es nicht gut bestellt sein um das deutsche Drama der Gegenwart. Stets hat er sein Leben und künstlerisches Schaffen als ein ernsthaft zu bewältigendes Ganzes betrachtet; alles Spielerische, Halbe, in plattem Sinne Romantische liegt ihm, dem zielbewußten, schaffensfreudigen, männlichen Charakter, gänzlich fern.

So mag ihm denn — das sei hier unser Wunsch —, endgültig herausgelöst aus allem Tagesgewirr modischer Kunstströmungen, noch manches wertvolle Werk in seiner friedvollen Abgeschiedenheit zu meisterlicher Vollendung gedeihen.

Die Apotheke.

Von Hermann Sudermann.

Anmerkung der Schriftleitung: „Dieser Abschnitt aus des Dichters „Bilderbuch meiner Jugend" dürfte vielen Lesern willkommen sein.

Die Welt, die meine Welt gewesen war, versank.

An ihre Stelle trat ein Verkaufsraum mit rechtwinklig gegliedertem Ladentisch, mit langen Regalen an den Wänden und einem schrankartigen Aufbau in der Mitte, in dem neben den offenstehenden ätherischen Ölen hinter einer Verschlußtür die Gifte sich befanden.

Die Gifte! Das war das Geheimnisvolle, das Romantische bei der Sache. Nicht bloß mich selber, ganze Familien, ganze Dörfer, ganze Städte vermochte ich umzubringen, falls es mir Spaß machte. Oft, wenn niemand mich überraschen konnte, liebkoste ich die breithalsigen Fläschchen und fühlte mich als Herr über Leben und Tod.

Meine amtliche Tätigkeit hingegen bestand fürs erste nur in Tütendrehen. Ich lernte es rasch, ich kann es auch heute noch und bin gerne bereit, es Zweiflern zu beweisen. Diese Kunst wenigstens werden meine Kritiker mir nicht abstreiten können.

Sodann fand ich mich in die Obliegenheiten des Handverkaufs eingeweiht. Und dabei verblieb es bis auf weiteres. Brustbonbons, Kamillentee, Rhabarber, Lakritzen, Magentropfen, Appetitpulver für die Schweine, Bibergeil, Honig, Asa foetida — eine böse Nummer übrigens — und weiß der Deibel was sonst noch, alles ging alsbald mit flotter Selbstverständlichkeit durch meine Hände. Die Brustbonbons stehen in dieser Herzählung mit Fug und Recht an erster Stelle, denn sie erregten in mir auch privatim eine greifbare Anteilnahme, die sich allerdings sehr bald in Schaudern verwandelte.

Zu den genannten Dingen gesellte sich allerhand Rätselhaftes, das leise gefordert und aus höchst harmlosen Flaschen oder Büchsen mit würdiger Sachlichkeit verabfolgt wurde: Muttertropfen, Liebestränke, Juckpulver, Mückenfett nebst

vielen wilden Rezepten, in denen die Zauberkraft weiser Frauen sich austobte.

Der „alte Settegast“, mein hochverehrter Chef, erteilte mir selbst die nötigen Unterweisungen, denn einen Gehilfen gab es nicht.

Als ein wohltätiger Geist geht dieser Mann durch manches Jahr meiner Jugend. Sein Haus blieb mir eine zweite Heimat, auch lange, nachdem ich nicht mehr darin tätig war, und noch als Student half ich an den Markttagen, an denen kundige Hände nottaten, aus Lust und Liebe fleißig mit, dem Litauervolke, das sich in Scharen vor dem Ladentische drängte, seine quacksalbrischen Wünsche zu erfüllen. Es wurde mein Stolz, in seiner Sprache mit ihm zu reden und mich in dem Sinn seines Stammelns zurechtzufinden.

Aber mein Ehrgeiz ging höher. Den Handverkauf hatte ich in vier Wochen ausgelernt. Ich kannte den Platz eines jeden Medikaments, ich wußte seinen Preis und war mit dem Kauderwelsch der Forderungen restlos vertraut.

Der höheren Tätigkeit aber, die sich nun daran schließen mußte, stand ein Verbot der obersten Medizinalbehörde gegenüber, demzufolge Lehrlingen erst in dem dritten Jahre ihrer Lehrzeit das Rezeptieren unter Aufsicht gestattet ist.

Vor mir lagen zwei endlose Jahre ödesten Kommistums, ehe ich daran denken konnte, das Allerheiligste des Rezeptiertisches zu betreten, und dabei schien selbst hier nichts Schwieriges zu erlernen. Das Pillendrehen, das Verreiben, das Aufkochen, das Filtrieren hatte ich dem alten Settegast bald abgeguckt; war es mir doch gestattet, ihm mit kleinen Handreichungen zur Seite zu stehen.

Wenn er aber Mittagsstunde schlief und eine Überraschung durch ihn nicht zu befürchten war, dann machte ich mich in aller Heimlichkeit und mit Herzklopfen daran, selbständig die Aufgaben zu lösen, die die Rätselschrift der Ärzte uns stellte. Die Ladentür hielt ich offen, damit die Klingel ihn nicht weckte, und wenn ein Käufer sich meldete, legte ich bedeutungsvoll den Finger an die Lippen, worauf seine Rede sofort zu ängstlichem Flüstern herabsank, denn daß der alte Settegast um die Siebzig war und darum der Mittagsruhe dringend bedurfte, das wußte ein jeder.

So gelang es mir allgemach, jede Salbe, jede Mixtur, deren Rezept im Augenblick vorlag, bis zu Aufschrift und Fahne gebrauchsreif zustande zu bringen. War ich fertig, dann reinigte ich eilends das Handwerkszeug, stellte Gewichte und Flaschen an ihren Platz und steckte das fertige Medikament in die Tasche, um es abends in meinem Koffer zu verstauen, wo es vor Späheraugen sicher war.

Und kam der alte Settegast gegen die Vesperzeit mit rotgedrückter Backe gähnend zum Vorschein, um die Tränke noch einmal zu brauen, die Salben noch einmal zu reiben, dann stand neben ihm einer, der mit gierigen Augen zusah, um sicher zu sein, daß er die Handwerksregeln genau beobachtet hatte.

Dies spielte sich im zweiten Monat meiner Lehrzeit ab. Im Juli hatte sie ihren Anfang genommen, und als der September zu Ende ging, da war die Apothekerei für meine Neugier erledigt. Wieviel Unheil ich angerichtet, wieviel Giftmorde ich mir aufs Gewissen geladen hätte, wenn ich im Ernst mit meiner unreifen Kunst auf die leidende Menschheit losgelassen worden wäre, das bleibe dahingestellt. Jedenfalls bildete ich in meiner Großmannssucht mir ein, ich hätte nichts mehr zu lernen . . .

Der Forellenorden.

Skizze von Herman Anders Krüger.

Dieser Orden ist in weiten Kreisen unbekannt. Er steht weder im Brockhaus noch im Meyer, und auch der erfahrenste Hofmarschall dürfte sich mit ihm nicht auskennen. Eigentlich war es wohl irgend ein Russenkreuzchen vierter Klasse, das der Volksmund so benannt hatte, denn Forellen waren die Veranlassung, daß der kleine dicke Bahnhofswirt von Dideldum ihn bekam und nun als einziger Russenritter stolz an hohen Feiertagen damit umherstolzieren konnte. Aber nicht die Forellen hatten ihm diese Auszeichnung eingebracht, sondern die Schleie, manche behaupteten sogar — die Heringe. Kurz, es war eine sehr geheimnisvolle Geschichte, über die der nur listig schmunzelnde Wirt sich niemals aussprach. Aber der Piccolo, der nicht den verdienten Orden, sondern die unverdiente Ohrfeige bekommen hatte, später freilich auch Schmerzensgeld — der hat mir die Geschichte einmal verraten.

Unser geruhsames Dideldum, noch heute eine leidlich wichtige Umsteigestation, war vor langen Jahren ein sehr bedeutsamer Schnittpunkt zweier Hauptbahnlinien. Da man es in jenen Zeiten noch nicht so eilig hatte wie heute, pflegte man sich vor einem solchen Zugwechsel gemeiniglich zu stärken. Der Bahnhofswirt von Dideldum verstand überdies sein Geschäft ausgezeichnet, war allen Anforderungen auch der hohen und höchsten Herrschaften gewachsen und nicht umsonst mehrfacher Hoftraiteur, in dessen Fürstenzimmer manche historische Persönlichkeit gespeist hat.

Eines schönen Tages meldete ein Telegramm des kaiserlich russischen Hofmarschallamts plötzlich das baldige Eintreffen des Großfürsten Constantin mit dem Bemerken, daß Seine Kaiserliche Hoheit abermals die ausgezeichneten Dideldumer Forellen zu speisen wünschten, die ihm das letzte Mal so sehr gemundet hätten. Der kugelrunde Bahnhofswirt erschrak zunächst über die Maßen. In Dideldum gab es nämlich gar keine Forellen, nur in seinem Fischkasten unten an der Apfelstädt pflegte er bisweilen solche vorrätig zu halten. Nun waren aber zur Zeit nur noch einige Schleie darin. Diese als Forellen zu frisieren und dem Großfürst anzudrehen — ging nicht so ohne weiteres an. Die Kaiserliche Hoheit war ein Feinschmecker ersten Ranges, das wußte der erfahrene Wirt sehr genau. Um von Erfurt oder Arnstadt noch Forellen heranzuschaffen, reichte die Zeit nicht mehr aus, also was war zu tun? Tiefsinnig grübelte der pfiffige Wirt über der schwierigen Frage, wie man dem Großfürsten die Schleie statt der bestellten Forellen geziemend beibringen könne. — Endlich kam ihm der erlösende Gedanke. Er befahl, Heringe und Schleie zu bereiten, und begann das Personal nachdrücklichst zu unterrichten. Dann wurde die Tafel des Fürstenzimmers mit dem herkömmlichen Pomp gedeckt.

Der Großfürst kam auch pünktlich, hungrig und hastig aus seinem Salonwagen angestampft, würdevoll hinter ihm sein Gefolge. Man setzte sich rasch und verschlang die treffliche Königinsuppe und die Pasteten; dann kam der Fisch. Übereifrig stürzte der erste Ober heran, noch eifriger der Piccolo, der die große Nickelplatte mit den Heringen trug. Geschickt stießen beide zusammen, mit überzeugender Hilflosigkeit stolperte der Piccolo über seine eigenen Beine, die große Platte kippte, sauste zu Boden und begrub sämtliche Forellen-Heringe unter sich. Man verhüllte sie mit diskretem Schweigen. Unterdessen erhielt der ungeschickte Piccolo vom Ober die bereits eingeübte Ohrfeige, fluchend stürzten beide davon, während der Herr Hoftraiteur schier verzweifelt, aber mit vollendeter Anmut sich an Seine Kaiserliche Hoheit herankomplimentierte, tausendmal um Verzeihung bat und versprach, sofort statt der leider verunglückten Forellen ganz ausgezeichnete und frische erstklassige Schleie auftragen zu lassen, wenn Kaiserliche Hoheit damit einverstanden seien. Der dicke Constantin war auch nur ein hungriger Mensch und darum völlig einverstanden. Und siehe da — kaum war die Zustimmung erteilt, da nahte auch schon der zweite Ober strahlend mit den Ersatzschleien. Trefflich und wohlgenährt lagen sie in hellblauer Unschuld auf der versilberten Galaplatte, die schmunzelnd der Wirt selber dem Kellner abnahm, Seiner Kaiserlichen Hoheit persönlich servierte und eigenhändig vorlegte. Constantin der Große lächelte huldvollst und geruhte, sein Erstaunen und höchstes Wohlgefallen über die Raschheit des Ersatzes zu äußern, die ihm in Rußland noch niemals begegnet wäre. Die Schleie waren in der Tat vorzüglich, die übrigen Speisen und die Weine desgleichen.

Der Großfürst stand darum in bester Laune von der Tafel auf, schüttelte dem kugelrunden Wirt zum Abschied äußerst gnädig die Hand und versprach, seiner zu gedenken. Dann schritt er vergnüglich trällernd mit wiegenden Schritten zu seinem Wagen zurück, während sein Hofmarschall sehr großzügig die Rechnung beglich.

Drei Wochen später erhielt der Herr Hoftraiteur mit einem großen Schreiben den Forellenorden.

Bunte Chronik

* **119 neuentdeckte kleine Planeten.** Nach einem von dem „Astronomischen Recheninstitut“ in Berlin veröffentlichten Berichte sind im Verlaufe des Berichtsjahres 1925/26 119 kleine Planeten neu entdeckt worden. Unter diesen 119 befand sich der Planetoid 396 Aeolia, den der französische Astronom Charlois in Nizza am 1. Dezember 1894 entdeckte und der seit dieser Zeit als verloren galt. Als endgültig neu entdeckt verbleiben 112 Planetoiden. Hiervon haben die meisten wieder die Heidelberger Astronomen Wolf und Reinmuth entdeckt. Als endgültig gesichert gelten nur elf Objekte. Die Zahl der gesicherten kleinen Planeten beträgt nun 1057. Die übrigen bisher entdeckten 1200 Planetoiden müssen noch eingehend untersucht werden, ehe man sie in die Reihe der gesicherten Planetoiden einreihen kann.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.